



# Die meisten Texte sind verschollen

## Eine Erinnerung an Leopold Pötzlberger

von Richard Bletschacher

Dass er gestorben war, erfuhr ich im Sommer 1962 aus einer Wiener Tageszeitung, noch bevor einer unserer gemeinsamen Freunde mich hätte verständigen können. Gestorben ist nicht das rechte Wort, wenn einer mit vier anderen zusammen in einem grauenvollen Verkehrsunfall zermalmt und zerrissen wird als eines von Millionen und Abermillionen Opfern der immer rasenderen Bewegung, in die unsere einst zweibeinigen und nun dampf- und benzingetriebenen Artgenossen seit einigen Dezennien geraten sind. Dass er nicht nur ein liebenswerter Mensch, sondern auch einer der begabtesten österreichischen Dichter um die Mitte des Jahrhunderts gewesen war, wurde mir seither immer deutlicher bewusst, obwohl die vier Dutzend Gedichte, die er hinterlassen hat, ebenso wie er selbst von der durch Geschwätz verwirrten literarischen Öffentlichkeit kaum je registriert und bald vollkommen vergessen wurden. Wer – außer seinen Verwandten und Freunden – weiß heute noch etwas von diesem jähen Leben und Sterben? Für ihn gilt das hirn- und herzlose Verdikt, dass einer, von dem nicht über Druck oder Draht berichtet wird, im Gedächtnis der Epoche so wenig vorhanden ist, als hätte er nicht gelebt.

Ich hatte ihn etwa fünf Jahre vor seinem frühen Tod in Pötzleinsdorf kennengelernt, wo er als Dolmetscher in dem als Jugendgästehaus der Stadt Wien adaptierten Biedermeier-Schloss für kurze Zeit einen seiner häufig wechselnden Arbeitsplätze gefunden hatte. Dort trafen wir uns auch in den folgenden Jahren immer wieder mit drei oder vier Freunden oder auch – seltener – allein. Wir diskutierten über Literatur, stiefelten durch den Park, tranken den Wein der umliegenden Weinberge, oder zogen – mit der Tramway, nicht mit dem Automobil – zu später Stunde noch in die Stadt: ins Café Glory an der Ecke des Votivparks, in das Café in der Bergstraße schräg gegenüber dem Wohnhaus des Professors Freud, weil die beiden nicht weit von der Haltestelle lagen, oder auch gelegentlich ins entferntere Café Hawelka in der innerstädtischen Dorotheergasse. Ich erinnere mich an das lebhafteste, blasse Gesicht, die stets übernachtigen, wasserblauen Augen, das heftige Lachen, das meist nicht glücklich klang, und an den schmalen, weißhäutigen Körper, in dem neidvollen Gerüchten zufolge doch ganz erstaunliche männliche Kräfte erwachen konnten.

Poldi nannte man ihn unter Freunden, wie das in Wien so üblich war, wo man keine Scheu hatte, auch solche kaiserlichen Vornamen volkstümlich herabzustimmen.

Warum er sich mit einem altklugen Burschen, der soviel jünger war als er, so oft an einen Tisch setzte, ist mir heute nicht mehr so recht klar. Nun ja, ich hatte wie er an der Wiener Universität meine Doktorhut abgeholt und hatte seither, um ernster zu wirken, hin und wieder eine Pfeife im Mundwinkel hängen, aber der Doktor Pötzlberger, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren früh gereift und schon ein wenig angekränkelt, hatte mir doch mehr als nur eben die dokumentierten neun Lebensjahre voraus. Ich denke, es war seine mehr noch brüderlich-soziale als beruflich-kollegiale Gesinnung, die einen jeden gelten ließ, der den Mut hatte, sich auf den steinigen Weg des Schreibens zu wagen. Meist traf ich ihn erst in den Abendstunden und da oft belebt von einer fast hektischen Euphorie. In der Erinnerung sehe ich ihn immer lachen. Und dabei, wenn man es vom Ende her überblickt: welch erschreckend schmerzliches Leben war ihm auferlegt. Nicht vorzustellen, dass er das nicht gefühlt haben soll. Aber seine dunklen Gedanken wird er wohl allein und in den grauen Morgenstunden in seinem Junggesellenkämmerchen mit sich abgemacht haben. Junggeselle war er, um es genau zu nehmen, eigentlich immer, auch wenn er für kurze Zeit einmal verheiratet und seither auch Vater einer Tochter war. Die Wohnung bei seinen Eltern im zweiten Gemeindebezirk, der Leopoldstadt, hat er nie wirklich verlassen. Der Vater, ein Diplomingenieur, war Mitglied der kommunistischen Partei und vieles von deren Gedankengut war Ehrensache in der Familie. Peggy hieß seine geschiedene Frau. Auch mit ihr trafen wir uns gelegentlich in einem der Kaffeehäuser in der Nähe der Universität. Ich habe sie mir eingeprägt, weil sie mich, halb wohlwollend, halb maliziös stets mit dem Namen eines deutschen Schauspielers ansprach, mit dem ich, obwohl er mir ähnlich sah, nicht gern verglichen werden wollte. Peggy rauchte und redete viel und schien trotz der gelungenen Scheidung auch nicht eben glücklich. Man erzählte mir später, sie habe fast ebenso viele Abtreibungen hinter sich wie fruchtbare Lebensjahre. Derlei auch unter besseren Auspizien immer schmerzliche Eingriffe waren in jenen Jahren sehr teuer, da sie gesetzlich verboten waren und heimlich geschehen mussten. Ich dachte damals und denke auch heute noch nur mit Beklemmung daran.

Der Poldi war eine bekannte Figur in der Wiener Nachkriegsbohème. In allen Lokalen, die damals von jungen Künstlern frequentiert wurden, war er bekannt, sei es



Gerhard Prem: Studie eines Jünglings (Federzeichnung)

im Art-Club, im Strohkoffer, in der Edenbar oder im Hawelka. Mit allen Künstlern seines Jahrganges war er befreundet, mit Hundertwasser, Fuchs, Lehmden, Ferra, Beyer und Artmann. Und besser noch verstand er sich mit den Damen, die nur Gutes und oft sogar Erstaunliches von ihm zu berichten hatten, und denen er hin und wieder zwischen ein paar Gläsern Wein eines seiner auf Schreibmaschine getippten Gedichte verehrte. Diese romantisch anmutende Geste wurde ihm durch den Umstand erleichtert, dass viele seiner Verslein recht erotisierenden Inhalts waren. Wie etwa dieses, das nicht nur mir besonders gefiel:

*Beim Flusse Eurotas  
rauscht der helle Himmel  
auf sie nieder – der  
omnipotente Schwan in  
seinem schweren Gefieder:  
den schwanken Hals  
gebogen hängt schnäbelnd  
er an ihrer schneeig  
weißen Brust,  
in heißer Brunst  
krallt er die breiten  
Klauen in der  
Königin volle Hanken –  
und sie sinkt hin in  
lymphatischer Lust*

*der göttliche Vogel  
tritt sie triumphierend  
und gießt seine Schauer  
in ihren Schoß*

Die meisten der solcher Art ausgestreuten Texte sind seither verschollen. Damals, als jeden Tag Neues entstehen

konnte, dachte ich nicht viel nach über solche Verluste, heut' tut es mir leid. Pötzlbergers Gedichte entstanden nicht in der abgeschiedenen Stube. Eines Tages fiel es mir auf, dass er immer einige nachlässig gefaltete Zettel in der inneren Brusttasche seines Jacketts mit sich trug und oft unvermittelt während eines Gesprächs Notizen darauf machte. Lernbegierig war ich und fragte ihn nach deren Inhalt. Und er gab gern Antwort. Für ihn war das Schreiben von Gedichten keine Liebhaberei, sondern ernste immerwährende Arbeit, die er mit professionellen Methoden betrieb. Er spann seine Fäden überall, wo er saß, und lauerte, auch wenn er nur zu trinken und zu kalauern schien, mit den Ohren auf Beute. Floskeln aus zufällig mitgehörten Gesprächen, Vokabeln aus Lexika, Aufschriften auf Schildern oder Formulierungen aus den Tageszeitungen oder Rundfunksendungen fing er auf und trug sie auf seinen Zetteln zu einem Schatz zusammen, der ihn reich machen sollte, wortreich, eloquent, sprachgenau, lebensecht, zeitgerecht und präzise. Neben dem Studium von Fremdsprachen galt vor allem der Etymologie seine genaueste Aufmerksamkeit. Er wollte nicht nur wissen, wohin die Wörter zielten, sondern auch woher sie kamen. Dass er eine Dissertation über „Adalbert Stifter und die Frauen“ geschrieben hatte, galt uns eher als ein Anlass für respektlose Scherze. Heute, da ich mehr über Stifter weiß, würde ich die Arbeit, die wohl nur mehr in der Universitätsbibliothek zu finden sein wird, gern einmal lesen. Die Romane des Amerikaners Henry Miller waren damals sehr im Schwange; sie vor allem erschlossen ihm die epische Literatur der Gegenwart. Den Autor hat er, wie er behauptete, wohl auch einmal persönlich getroffen. Gottfried Benn jedoch, den Berliner Dichter der Großstadtneurosen, verehrte er mehr als alle anderen Autoren. Wer danach sucht, erkennt in seinen Versen hin und wieder die Spuren. Und wegen der zwei Handvoll unvergänglicher Gedichte verlieh der Sohn aus gutem



marxistischen Hause seinem bürgerlichen Vorbild die bald bereuten politischen Irrwege. Der keusche biedermeierliche Unmensch Stifter, der seine Frauengestalten kaum mit dem Flaum seiner Dichtfeder zu berühren wagte und sich in seiner Gegenwelt um Schmutz und Asche der Realität nicht bekümmerte, der wild und zotig zupackende Miller und Benn, der Seismograph intellektueller Einsamkeit, der so vieles vom Elend des Lebens wusste und so wenig von der Liebe, die drei waren die Nähr- und Ziehväter des Wiener Kaffeehauspoeten. Eine seltsame Trias. Aber in Ideologien war Leopold Pötzlberger nicht erstarrt. Ich kannte ihn nur tolerant, lebenswürdig, morbid, lebenshungrig, spottlustig und ohne Illusionen, einer, der in vielen Sprachen und mit sehr unterschiedlichen Freunden und Kumpanen viele Leben lebte, alle aber lichterloh brennend.

Und darum wehrte sich, als ich die Nachricht von seinem Tode las, alles in mir anzuerkennen, dass er ausgelöscht sein könnte, mit einem Mal, wie eine Kerze im Wind, tödlich verunglückt im Alter von nur 35 Jahren. Der Wagen, in dem er zu später Stunde unterwegs gewesen war in die Innenstadt, war, so stand da in der Zeitung zu lesen, in einer Biegung der Pötzleinsdorferstraße am Türkenschanzpark auf einen Straßenbahnzug geprallt. Von den fünf Insassen, vier davon um vieles jünger als mein Freund, der Poet, und offenbar alle betrunken, hatte keiner überlebt. Auch Poldi nicht, der nicht gelenkt haben konnte, da er keinen Führerschein hatte.

Bei der Trauerfeier im Krematorium des Wiener Zentralfriedhofes, das auf dem Parkgrund eines alten kaiserlichen Schlosses steht, kam mir eines seiner Gedichte in den Sinn, das sich seither in meinem Gedächtnis eingenistet hat und dort immer noch einen leichten Schmerz bereitet.

*Jetzt wohnt niemand  
mehr in deinem Haus  
Hagestolzleben  
Lemurenstunden  
nur das Englischhorn  
und der Krokus verblüht  
was blieb von deinen  
Komplizen  
Urnen im Kolumbarium  
die Tauben gurren  
und sind ein großer  
grauer Traum  
sie rollen nicht  
den Stein hinauf  
Sisyphos iß dein Frühstück  
Und dann leiste  
deine Fronen*

Ein schmales Bändchen mit seinen Gedichten ist uns geblieben. Der Tschudy-Verlag in St. Gallen hat es unter dem Titel *Die letzten Festivale*, auf Veranlassung unseres literarischen Freundes Hermann Joseph Kopf im Jahre 1963 herausgebracht. Dieser ruhelos wandernde Schweizer Dichter, der zuerst Hermann und nach einem Aufenthalt in Israel nur mehr Joseph genannt werden wollte, ist auch einer der Verschollenen der Nachkriegsjahre. Ein kleiner Gedichtband unter dem Titel *durchschossen von blauem sternlicht* ist von ihm geblieben und die Erinnerung seiner alternden Freunde. Mutig und vermutlich – für den Verleger Hilty jedenfalls – fast ganz unbelohnt war auch die Edition der Leopoldinischen Gedichte. Deren biegsamen Umschlag schmückt ein Bild Friedensreich Hundertwassers, zwischen die Verse sind Federzeichnungen Anton Lehmdens gestreut. Zweiunddreißig Seiten umfasst das Büchlein. Wenig und doch viel für den, der die nuggets aus den Kieseln zu lesen weiß.

Das oben zitierte Gedicht hatte ich schon vor seiner Veröffentlichung als eines der fliegenden Blätter gekannt und nach ihm ein Zimmer in der Wohnung eines anderen früh verstorbenen Freundes, des Komponisten Peter Ronnefeld, das Taubenzimmer getauft, da in den Dachrinnen vor dessen Fenstern stets gurrende Tauben hockten. Das Zimmer war in meiner Phantasie von dem ewigen gleichen Ton ganz grau geworden. Grau war die Farbe des Englischhorns im dritten Akt des *Tristan*. Grau war die Farbe der grabenden Lemuren, des Sisyphossteines, des täglichen Frondienstes, und grau war auch die Asche in den Kolumbarien, den Taubenschlägen, des Zentralfriedhofs. So ist mir dieses Abschiedsgedicht, das über siebzehn Zeilen von freien Rhythmen und behutsamen Alliterationen gebunden wird, seither als eine Etüde in g-Moll, will sagen in sanften Grautönen erschienen, durch deren Zeilen ein kleines augenzwinkerndes Lächeln irrt. Da ist die freundschaftliche Endung -leben, die die Juden den Namen oder Titeln vertrauter Personen anhängen, wie etwa Leopoldleben oder Doktorleben. Hagestolze oder Komplizen werden hier die verlassenenen, geschiedenen oder verschollenen Freunde genannt. Einsamkeit und selbst auferlegte Schuld verbindet sie dem Schreibenden. Wohlwollend und sarkastisch zugleich ist die an die Kinderjahre erinnernde Mahnung: „Iß dein Frühstück!“ für einen, der den Namen Sisyphos trägt, der offenbar auch eine Mutter hat und weiß, dass er ein Ende der Fron nicht erreichen kann. Der graue Stein wird ihn in einem Augenblick der Unaufmerksamkeit überrollen, unversehens, mitten im Leben, der graue Stein oder der rot-weiß-rote gestrichene Straßenbahnwagen der Wiener Verkehrsbetriebe.

Unkommentiert will ich zum Abschluss ein drittes Gedicht hier anfügen, ohne Titel, unvermittelt steht es da,



wie all die anderen Gedichte des toten Dichters. Es unterscheidet sich jedoch von den meisten durch die eigenwillig eingefügte Interpunktion. Offenbar hatte der Schreibende sich noch nicht entschieden, in welcher Form er sein lyrisches Werk einst präsentieren wollte. Sein Schreiben und sein Leben sehen aus, als sei er nur eben aus dem Haus gegangen um wiederzukehren. Der Tod hat ihn überrascht. Viel wissen wir nicht von unserem Freund und von den Wirrnissen dieses hektischen Lebens. Aber in den wenigen kargen Worten seiner Verse ist mehr gesagt, als ein Außenstehender je erfragen könnte von seinem Autor.

*Poverello,  
deine Braut ist nun  
die meine,*

*la Donna povertà,  
aber ich liebe sie nicht –  
weil mich die Armen dauern,  
lieb' ich die Armut nicht;  
unsere Brüder Esel  
haben gefastet genug,  
wir wollen nicht  
Almosen erbetteln von  
den Reichen dieser Welt,  
Bruder,  
sondern säen und ernten  
(wir sind nicht Vögel  
des Himmels)  
die süßen Früchte  
dieser Erde.*

*Richard Bletschacher, geb. 1936 in Füssen am Lech, studierte in München, Heidelberg, Paris und Wien Theaterwissenschaft, Musikwissenschaft und Philosophie. Promotion 1959, danach arbeitete er an der Wiener Staatsoper als Regisseur und Chefdramaturg; Zusammenarbeit mit führenden Mozart-Interpreten. Übersetzer zahlreicher Opern, Verfasser von Büchern über das Musiktheater, Opernlibretti, Theaterstücken, Romanen, Erzählungen, Lyrik.*